BESONDERE KENNZEICHEN

Im Groove der Kontinuität

Nik Bärtsch bezeichnet den Stil seiner Band Ronin als Zen-Funk. ANNICK RAMP / NZZ

Erfinde dich neu, heisst es oft. Der Pianist Nik Bärtsch macht radikal das Gegenteil. Seine Band spielt seit Jahren jeden Montag in Zürich Rhythmus-betonte Minimalmusik. Nun tourt sie in Amerika. VON MATTHIAS SANDER

Wie findet jemand seinen eigenen Weg?

Es ist Montagnachmittag, Nik Bärtsch trägt wie immer ein schwarzes Hemd zu luftigen schwarzen Hosen der Designerin Christa de Carouge, und wie jeden Montag leitet er in seinem Zürcher Musikklub «Exil» einen Workshop mit Bewegungs- und Rhythmus-Übungen. Fünf Teilnehmer sind da, langjährige und neue, Musiklehrerinnen und ein Schlagzeuger, der sich nach einem Bandscheibenvorfall als «Physio-Tourist» bezeichnet. Der Pianist Bärtsch, 47 Jahre, leidet seit langem an Rückenproblemen und sagt deshalb zur Begrüssung, dass er den Workshop eigentlich für sich selber mache. Damit er sich möglichst noch als Achtzigjähriger ruhig und präzise am Klavier bewegen könne.

Ball auf dem Kopf, Shaker in der Hand

Der Workshop funktioniert wie Bärtschs minimalistische «ritual groove music», mit simplen Übungen, die aufeinander aufbauen und am Ende ein dichtes Geflecht bilden, dessen einzelne Stränge kaum noch erkennbar sind. Bärtsch sagt zu den Teilnehmern: «Checkt einfach aus, wie ihr eure zwei Fusssohlen auf dem Boden spürt.» Sie sollen ihre Wirbelsäule strecken, wie Models laufen, und schliesslich stehen sie mit einem plattgedrückten Bällchen auf dem Kopf im Kreis, schütteln im Gleichklang einen Shaker und werfen sich spontan Bälle zu, alle gleichzeitig und überkreuzt. Wie eine Rhythmusmaschine mit überraschenden Zuckungen.

Bärtschs Anweisungen dazu klingen wie sein Manifest: «Cool und connected» sollen die Teilnehmer sein. Ein System soll immer aus seinem Zentrum agieren und sich nicht von der Peripherie ablenken lassen. Reduktion sei kein Selbstzweck, sondern schärfe die Wahrnehmung. Es ist das Manifest eines Komponisten und Performers, dem Musikkritiker eine Sonderstellung attestieren im Grenzbereich zwischen Jazz und neuer Musik, und der konsequent seine eigene Ästhetik durchzieht.

> In seiner «Dschungelphase» hängte Nik Bärtsch einen Baumstamm in seinem Kinderzimmer auf, dekorierte ihn mit Bananen und malte Vögel an die Wand.

Nik Bärtschs Weg begann im Zürcher Quartier Seefeld, und er zog später bewusst nicht wie so viele Künstler nach Berlin-London-New-York, sondern blieb in seiner Heimatstadt. Wegen Leuten wie Kaspar Rast, dem Schlagzeuger seiner Band Ronin, mit dem er schon als Kind Jazz improvisierte und Fussball spielte. Bärtsch wuchs bei seiner Mutter auf, einer Dekorateurin, die umsattelte auf Sozialarbeiterin und Psychologin. Von ihr habe er viel über Team-Building und Führungskultur gelernt, sagt der Bandleader. Die Mutter habe ihm auch beigebracht, Dinge selber zu machen, nicht zu kaufen oder abzuschauen. Ein prägendes Erlebnis ist, wie er in seiner «Dschungelphase» einen Baumstamm in seinem Zimmer aufhängte, ihn mit Bananen dekorierte und Vögel an die Wand malte.

Jeder vermeintlich geradlinige Weg führt auch einmal in eine Sackgasse, oder man verlässt ihn beim nächsten Abzweig wieder. Bärtsch studierte am Konservatorium, spielte klassische Musik und amerikanischen Jazz. Irgendwann habe er gemerkt, dass es in beiden Stilen einfach bessere Musiker als ihn gebe. Mit Brasilianern machte er Latin Jazz, er mochte die rhythmische Leichtigkeit, zugleich On- und Off-Beat zu spielen – und fand doch, dass er diese Musik nicht authentisch verkörpern könne.

Und dann war da Japan. Bärtsch mag Mangas, meditiert und trainiert Aikido. Seine 2001 gegründete Band Ronin benannte er nach dem japanischen Begriff für einen herrenlosen Samurai. Ihren Stil beschrieb er als Zen-Funk, ihre Methode treffend als «Ekstase durch Askese». Dann kam der «Realitätscheck», wie er sagt, ein halbes Jahr als Stipendiat in Japan. Auch wenn ihn mancher Zen-Meister kaltliess oder die traditionelle Oper ihn anfangs befremdete – er bewunderte die «perkussive Präzision» der traditionellen Musik. Und die japanische Liebe zum Handwerk, zu Ritualen wie der Teezeremonie, zum reduktiven «Rückwärtsveredeln von Dingen, um ihre Ursprünglichkeit zur Geltung zu bringen».

Nik Bärtsch hatte seinen Weg gefunden. Aber es haperte noch bei manchem, um ihn unbeirrt weiterzugehen.

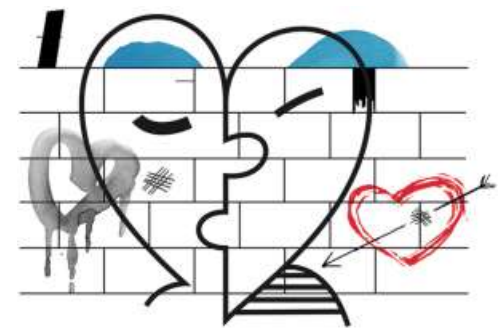
Bruch mit einem Weggefährten

Wie wenige Musiker versteht Bärtsch sich als Unternehmer, der die Dinge selbst in die Hand nimmt. Er spricht von Urheberrechten, seinem «Brand» und Investitionsphasen. Zwischen 2001 und 2004 machte er sechs Alben, mit Ronin, mit seiner Akustikformation Mobile und solo. Die meisten davon erschienen auf dem Label des Berners Don Li, in dessen stilverwandter Band Tonus Bärtsch zuvor gespielt hatte. Als Bärtsch 2006 zum renommierten Münchner Label ECM ging und seine alten Alben fortan über sein eigenes Label vertrieb, fühlte Li sich verraten und kopiert. Kenner sagen, die beiden hätten sich gegenseitig beeinflusst.

Seit Bärtsch 2009 im ehemaligen Industriequartier Zürich-West den Klub «Exil» mit gründete – der dieses Wochenende den neunten Geburtstag feiert –, setzt Ronin dort seine 2004 gestartete Reihe der Montagskonzerte fort. Am vergangenen Montag, zum 722. Konzert der Serie, begrüsste Bärtsch wie immer die Gäste einzeln, neben dem CD-Stand. Unbekannte Gesichter sprach er neugierig an und erfuhr so, dass ein Mann aus Tasmanien auf Empfehlung eines Freundes kam. Dann beriet er sich mit dem Bassklarinettisten Sha, was sie spielen sollten. Ronins Tracks firmieren seit dem ersten Album als nummerierte «Module», also sagte Bärtsch: «Komm, wir fangen mit 41_17 an, das habe ich im Gefühl. Dann 42. Und einfach kein zu langes 35.»

Die Bühne war in blaues und rötliches Licht getaucht, die Zuhörer auf den vollbesetzten Stuhlreihen schwiegen erwartungsvoll. Sha stand in der Mitte und begann auf seiner Bassklarinette mit dumpfen animalischen Tönen wie aus dem Dschungel. Der Schlagzeuger Kaspar Rast wischte mit einem Besen übers Becken. Nik Bärtsch griff in den geöffneten Flügel und spielte auf den Saiten ein Basspattern. Dann eine helle Melodie, das komplette Schlagzeug – und es groovte endgültig. Obwohl Ronin ohne seinen Bassisten spielte, wirkte das Trio wie ein homogener Organismus. Wie ein Fabelwesen, das mal entschlossenen Schrittes geht, mal anhält, sich umsieht, sinniert, träumt.

Kommenden Montag spielt Ronin vorerst das letzte Mal im «Exil». Dann geht die Gruppe mit dem im Mai erschienenen achten Album, «Awase», auf ihre bisher grösste Tour, nach Südkorea, Amerika und Zentraleuropa. Dazwischen kommt sie Anfang November für ein Montagskonzert zurück nach Zürich. Selbst an Heiligabend und Silvester, die dieses Jahr auf Montage fallen, will Nik Bärtsch auftreten. Ganz im Sinne der Kontinuität.



IN JEDER BEZIEHUNG

Streiten macht schlau

Von Birgit Schmid

Wir neigen dazu, einander zuzustimmen. Geben Sie mir recht?

Während wir uns aus der Ferne zu überschreien versuchen, was leichtfällt dank Social Media, scheuen wir in nahen Beziehungen den Konflikt. Ein Wort, das seit einiger Zeit jedes Gespräch begleitet, beschreibt dieses Symptom gut: «Genau.» Mit ihm bestätigt man das selber Gesagte, noch öfter aber das, was der andere sagt. «Genau», fällt man ihm ins Wort, «so ist es.» «Genau» scheint der verbale Like-Button zu sein.

Was wollte ich also sagen? Genau: Besonders wohlig wollen wir es bei der Arbeit haben. Immerhin verbringt man mehr Zeit mit Arbeitskollegen als mit dem Partner. Dem Partner kann man nach einem Streit für die nächsten acht Stunden ausweichen, etwa mit der Flucht morgens ins Büro. Kommt es hingegen im Team zu einer Auseinandersetzung, muss man sich ertragen bis zum Abend. Und anderntags wieder. Da man im Beruf viel privater geworden ist, seit die Hierarchien flacher wurden, man sich vom Wochenende erzählt oder sich zum Nachtessen einlädt, hat sich auch das Betriebsklima aufgewärmt. Selbst wenn wir anderer Meinung sind, packen wir die Kritik in Watte, blicken freundlich, heben stärker das Gute der Ansicht hervor, die uns eigentlich missfällt. Nichts soll die Stimmung stören.

Eine lebhafte Diskussion kann so nicht entstehen, ganz abgesehen davon, dass man sich selber verrät, wenn man nicht für seine Meinung eintritt. Die Sehnsucht nach Harmonie schadet aber vor allem dem Ergebnis. Das zeigt die Arbeitspsychologie: Ist man sich uneinig, findet man gemeinsam oft die beste Lösung in einer Sitzung. Und es bringt einen auch persönlich weiter. Meinungsverschiedenheiten machen schlauer. Indem man für seine Sache kämpft, lernt man zu argumentieren. Indem man argumentiert, muss man die Sache noch einmal durchdenken und merkt womöglich, dass sie Schwächen hat und der Kollege einen Punkt. Klar, das strengt an, weil man seine Position vor den Herausforderern noch schlüssiger begründen muss. Man merkt so aber auch, wie viel einfacher es ist, die Ideen der Gegenseite einzuschätzen als die eigenen. Und sie zu kritisieren.

Da redet man immer von Diversität, diesem Zauberwort, an das heute alle Versprechen für eine erfolgreiche Unternehmensführung geknüpft sind. Erst die unterschiedlichen Perspektiven von Männern und Frauen, Alten und Jungen oder Angehörigen verschiedener Kulturen führten zu ausgewogenen Entscheiden. Und dann hält man Dissonanzen doch nicht aus. Der Wunsch nach einem «friedlichen Utopia, in dem sich alle verstehen», widerspreche dem Ideal der Diversität, sagte die Konfliktforscherin Amy E. Gallo kürzlich der BBC: Eine Vielfalt von Ideen, wie sie in gemischten Teams vorkommen, bedeute nun einmal, dass man sich uneinig sei.

Dabei soll es auch laut und heftig zugehen dürfen. Was mich noch auf einen Gedanken bringt: Tragen mehr Frauen in Gremien zu einer sanfteren Gesprächskultur bei? Frauen kommunizieren tendenziell fragender, integrativer, nie so direkt. Vielleicht passen sich dem die Männer an. Manchmal sichern sich Frauen sogar zu, einander in Konferenzen vorbehaltlos zu unterstützen, um gegen die Männer zu bestehen. Wenn diese Solidarität bedeutet, dass man sich nicht mehr kritisiert, verhindert aber auch das ein gutes Ergebnis. Findet man absichtlich alles gut, was die andere sagt, urteilt man nicht mehr sachlich, sondern persönlich.

Deshalb: Widerspruch erwünscht! Denn, auch das ist eine Folge des Sich-Streitens: Er könnte mich in meiner Meinung bestärken.